

Ein Augenschein in Mostar

# Die Stadt der Brücke

Im Sommer 1566 wurde die Brücke über die Neretva in Mostar vom türkischen Baumeister Hajrudin gebaut. Am 9. November 1993, nach tagelangem intensivem Artilleriebeschuss durch kroatische Artillerie, stürzte die Brücke in den Fluss. Inzwischen ist hier der Krieg vorbei, erste Stege über die Neretva wurden wieder gebaut, aber Frieden ist noch in weiter Ferne.

Vesna Terselic & Roland Brunner

Mostar liegt im Tal der Neretva, das von der kroatischen Küste Richtung Norden nach Sarajevo führt. Die «Strasse des Todes», über die ganz Bosnien-Herzegowina von der Küste her mit Lebensmitteln versorgt werden muss, führt durch diese Stadt aus dem 15. Jahrhundert, in der vor dem Krieg rund 100 000 Menschen lebten: 34,8 Prozent MuslimInnen, 33,8 Prozent KroatinInnen, 19 Prozent SerblInnen und 10 Prozent JugoslawInnen (Volkszählung 1991). Mostar war ein wichtiges wirtschaftliches und politisches Zentrum und galt als Hauptstadt der Herzegowina.

## Im Strudel des Krieges

Als Bosnien-Herzegowina in den Abgrund des Krieges gerissen wurde, geriet auch Mostar ins Visier. Serbische Einheiten beschossen drei Monate lang die Stadt mit rund 40 000 Granaten und erst im Juni 1992 gelang es den kroatischen und muslimischen Verbänden gemeinsam, die serbischen Einheiten – und mit ihnen auch praktisch alle SerblInnen – aus Mostar zu vertreiben. Statt dass nun jedoch Friede einkehrte, kam es zum Krieg der bisher Verbündeten. Im Oktober 1992 kam es zu ersten Gefechten und Strassenkämpfen. Im Mai 1993 begann der Krieg zwischen der Armee Bosnien-Herzegowinas und der kroatischen HVO, den «Verteidigungsrad der Kroaten». Die HVO-Einheiten überrannten am 9. Mai den Westteil Mostars und nahmen den Ostteil unter Artilleriebeschuss.

Die Herzegowina-Kroaten wollten ihren eigenen, ethnisch gesäuberten Staat und verkündeten im August die Bildung von «Herceg Bosna». Dazu ermutigt fühlten sie sich direkt auch von den sogenannten Friedensverhandlungen in Genf und dem Vance-Owen-Plan, der die Aufteilung von Bosnien-Herzegowina in zehn weitgehend autonome, ethnisch definierte Provinzen – drei serbische, drei kroatische, drei bosnisch-muslimische und die «gemeinsame» Hauptstadt Sarajevo – vorsah. Dieser «Friedensplan» akzeptierte das Prinzip der «ethnisch reinen Gebiete» und legitimierte damit die Logik des gewaltsamen Terraingewinns.

Im Frühjahr wurde die Stadt geteilt: In den von der bosnischen Armee kontrollierten kleineren Teil links (östlich) der Neretva mit dem alten Handwerkerquartier, der Carcija, plus einem Teil des Stadtzentrums auf der rechten Seite des Flusses und ein von der kroatischen HVO kontrolliertes, grösseres, besser entwickeltes Gebiet am rechten Flussufer. Die zwei Quellen der Wasserversorgung Mostars liegen auf der kroatisch kontrollierten Westseite. Während des Krieges wurde die gesamte Wasserzufuhr nach Ostmostar blockiert und während mehrerer Monate mussten die 55 000 Menschen hier ihr Wasser aus zwei Zisternen der Neretva beziehen. Viele verloren ihr Leben, als sie unter kroatisches Feuer gerieten. Erst als es unter dem Druck der USA im Frühjahr 1994 gelang, die kroatische und die bosnische (muslimische) Seite zu einem Waffenstillstand und schliesslich zur Bildung einer gemeinsamen Föderation zu bewegen, entspannte sich die Lage.

Der Krieg forderte allein in Mostar Hunderte von Opfern (1500 Tote und 6000 Verwundete auf der Ostseite nach offiziellen Angaben) und nach dem monatelangen Beschuss sehen die Gebiete der Stadt, die von der Armee Bosnien-Herzegowina kontrolliert werden, aus, wie man es kennt von Bildern Berlins nach dem Zweiten Weltkrieg. Im historischen Stadtkern blieb kein

Haus unbeschädigt und über die Hälfte aller Gebäude ist vollständig zerstört.

Safet Orucevic, Bürgermeister Ostmostars, betont immer noch, sie wollten keine geteilte Stadt, sondern hielten am Projekt einer multiethnischen Gemeinschaft fest, aber heute verläuft zwischen der bosnisch und der kroatisch kontrollierten Zone ein Streifen Niemandsland, der von den Armeen beider Seiten bewacht wird und der die Stadt teilt. Zwar leben wieder rund 100 000 Menschen in Mostar, von denen über die Hälfte nicht aus der Stadt stammt, sondern hier in den Ruinen als Vertriebene aus anderen Gebieten Bosniens und der Herzegowina haust, aber nur 250 Menschen pro Tag ist es erlaubt, den von der Uno überwachten Übergang auf die jeweils andere Seite für einen Tagesbesuch zu benutzen. 50 Menschen dürfen für drei Tage bleiben.

Bei den KroatInnen sitzen die Frustrationen tief: Wozu hat man denn um die Stadt als Hauptstadt von Herceg Bosna gekämpft, wenn man sie jetzt doch wieder aufgeben muss? Zu normal war hier das Leben auch während des Krieges, zu stark ist das Gefühl, zu Kroatien zu gehören und zu klein die Verbesserungen, die der Frieden mit sich brachte.

## Wiederaufbau im ICE-Tempo?

Die Europäische Union stellte Mostar unter ihre Verwaltung und bestimmte den ehemaligen Bür-

germeister von Bremen/BRD zum Administrator der Stadt. Mit einem Heer von Polizisten aus Deutschland, Frankreich, Spanien, Italien, den Niederlanden usw., einem zivilen Beraterstab und in Zusammenarbeit mit allen Uno-Organisationen – von Unprofor-Soldaten bis UNHCR-HelferInnen, die auch hier tätig sind, soll in einem auf zwei Jahre befristeten Mandat die Stadt wieder aufgebaut, die Wirtschaft wie-



derbelebt, die Gesellschaft wiederhergestellt werden.

Allein für das «EC Department for Reconstruction» arbeiten 40 Leute. Drehscheibe dieses Euro-Engagements ist das luxuriöse Hotel Ero, nur einige Schritte von der Demarkationslinie auf der kroatisch kontrollierten Seite gelegen. Tutzende von Männern in den verschiedensten Uniformen, europäisches Sprachbaby-

lon mit einigen weiblichen, bosnischen Einsprengseln, wenn die Übersetzerinnen mit dabei sind, bevölkern das Restaurant im Erdgeschoss. Hektik herrscht. Im Unterschied zur Uno-Politik in Sarajevo scheint Mostar noch Aufbruchstimmung zu vermitteln. Der Erwartungsdruck ist gross, das eingeschlagene Tempo beachtlich.

Auch die Schweiz engagiert sich im europäischen Verbund am Wiederaufbau: Das Schweizer Katastrophenhilfekorps ist mit einem Mann vor Ort tätig und plant den Wiederaufbau von vier Schulen – gut eidgenössisch zwei auf jeder Seite – und einem Kindergarten. Zudem wurde der Schweizer Hans Birkler zum juristischen Berater von Hans Koschnik und im Moment ist man noch auf der Suche nach einem Schweizer Städteplaner, der sich beim Wiederaufbau profilieren darf. Einen Schweizer einzusetzen sei das einfachste, weil man damit dem langwierigen politischen Aushandeln zwischen den Länder- und Parteieninteressen innerhalb der Europäischen Union entgehen könne, heisst es hinter vorgehaltener Hand.

## Der «Angriff auf Koschnik»

Anfang September geriet Mostar in die internationalen Schlagzeilen, als beim Hotel Ero eine Granate einschlug. Die Presse sprach von einem Attentat auf Hans Koschnik von kroatischer Seite und schilderte den Beschuss in den dramatischsten Tönen. Die kroatische Seite wies jede Verantwortung für den Anschlag in einer Erklärung vom 13. September von sich, indem sie ihn «entlassenen Mitgliedern der Militärpolizei, die unter Alkoholeinfluss standen» zuschoben. Die internationalen Medien andererseits spielten den Beschuss zum grossen politischen Attentat hoch. Koschnik selbst sass im Garten und trank ein Bier, als die Granate einschlug – ungeladen und mehrere Wohnungen von seinem Zimmer entfernt. Koschnik nahm den Einschlag nicht einmal wahr.

weiter Seite 13

# Gespräch mit internationalen Freiwilligen

Seit Mitte September leben sechs internationale Freiwillige in Mostar, um sich dort am sozialen Wiederaufbau zu beteiligen. Roland Brunner unterhielt sich mit Julia Zimmermann, Martin Brückner, Andreas Knoth und Wouter Vrijkotte am Tag nach ihrer Ankunft in Mostar.

Wie haben eure Familien und FreundInnen reagiert, als ihr gesagt habt, dass ihr für drei Monate nach Mostar geht?

**Julia Zimmermann:** Ein guter Freund hat gesagt, er betrachte das ganze mit einer Mischung aus Neid und Unverständnis. Für meine Eltern war es nicht leicht, aber inzwischen stehen sie dahinter und unterstützen es als soziales Engagement.

**Martin Brückner:** Meine Familie hatte vor Pakrac schon ein halbes Jahr Zeit, sich an den Gedanken zu gewöhnen. Damit sind sie dann klar gekommen. Mostar war nochmal eins oben drauf. Sie haben mich nicht kritisiert, aber ich habe an Kleinigkeiten und merkwürdigen Reaktionen gemerkt, wie besorgt sie waren. Schön war aber, dass sie auch daran interessiert waren und möglichst gut informiert sein wollten. Sie wollten sich ein Bild machen, wie gefährlich das ganze ist. Ich habe aber schon in Pakrac gemerkt, wie schwierig es ist - aus der Ferne wie aus der Nähe -, die Gefahren wirklich einzuschätzen.

**Wouter Vrijkotte:** Neid habe ich auch gespürt. Viele möchten sich gerne an einem solchen Einsatz beteiligen, haben aber nicht die Zeit oder

die Nerven dazu. Auch auf Unverständnis bin ich gestossen, selbst in der eigenen Familie. Die Reaktionen sind sehr unterschiedlich, aber mehrheitlich doch positiv.

**Andreas Knoth:** Es gab schon Leute, die gefragt haben, was ich denn da will, ob ich einfach meine Profineurose da ausleben wolle. Aber wir

## Die Freiwilligen

**Julia Zimmermann** ist 20jährig. Sie kommt aus Berlin. Bis Februar 1994 leistete sie in Frankreich mit «Aktion Sühnezeichen» einen 18monatigen Freiwilligeneinsatz in einer Lebensgemeinschaft mit geistig Behinderten. Dann begann sie ein Psychologiestudium.

**Martin Brückner**, 22jährig, kommt aus Hamburg. Er studiert Medizin und leistete diesen Sommer einen einmonatigen Freiwilligeneinsatz in Pakrac.

**Andreas Knoth**, 22jährig aus Hamburg, leistete einen 18monatigen Freiwilligeneinsatz in einem Obdachlosenheim in Boston/USA in der Drogen- und Alkoholarbeit. Ein halbes Jahr war er im Büro der Aktion Sühnezeichen in Berlin für die Koordination von Freiwilligenarbeit tätig. Zudem studiert er Psychologie.

**Wouter Vrijkotte**, 27jährig, kommt aus Amersfoort in den Niederlande. Er leistete die letzten zwei Jahre einen Freiwilligeneinsatz in einer Lebensgemeinschaft für Menschen, die wegen Drogen oder Alkohol aus ihrem sozialen Leben geworfen wurden.

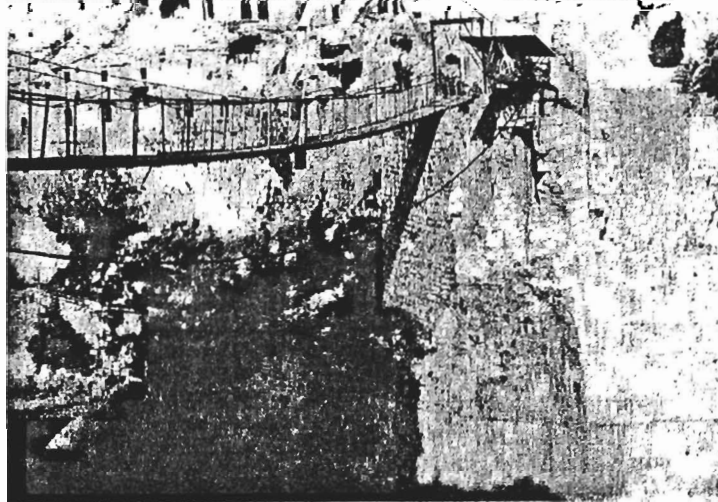
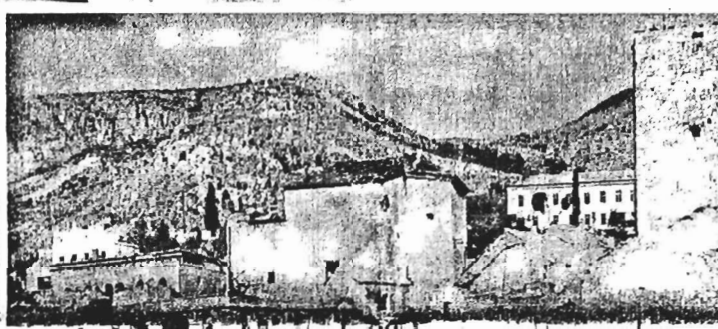
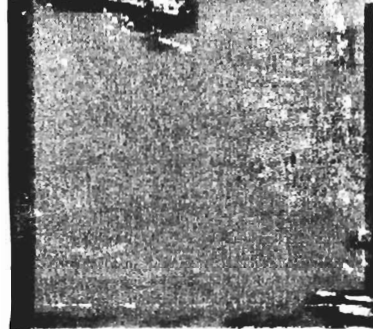
haben, bevor wir losgefahren sind, viel Öffentlichkeits- und Erklärungsarbeit geleistet. Viele Menschen haben sich dabei auch bereit erklärt, unseren Einsatz zu unterstützen. Da sich die EU hier so stark engagiert, war auch der Kenntnisstand der Menschen sehr gut. Dass uns Herr Koschnik mit einem Brief auch aufgefordert und eingeladen hat, machte uns die Überzeugungsarbeit zusätzlich leichter.

Was sind denn eure ersten Eindrücke von Mostar? Auf welche Schwierigkeiten seid ihr schon gestossen?

**Julia Zimmermann:** Wir hatten viel davon gehört, wie zerstört Mostar sein soll. Grosse Teile der Stadt haben wir noch gar nicht gesehen. Wir sind mit dem Bus von Zagreb her gekommen und ich habe nach den ersten Kriegsanzeichen Ausschau gehalten. Als wir über die Berge auf die Stadt zugefahren sind, sah man die ausgebrannten Hochhäuser. Obwohl ich solche Bilder erwartet habe, geht es mir ganz schön nahe. Gestern nacht flogen auch die Granaten... Da hat man schon ein etwas komisches Gefühl.

Aber wir überwinden die Startschwierigkeiten gut. Wir übelen als Gruppe von den klitzekleinen Erfolgserlebnissen. Wir wussten, dass in unserem Haus eingebrochen wurde, aber wir waren glücklich, dass wir Wasser und Elektrizität zum Laufen brachten. Wir haben mit nichts als Schwierigkeiten gerechnet und freuen uns über alles, das klappt. Zudem sind unsere Nachbarn sehr freundlich. Das vermittelt sofort ein gutes Gefühl und Perspektive für die Weiterar-

weiter Seite 13



«Wir alle für immer»

Als die Jahrhunderte alte Brücke, das Symbol Mostars, unter dem kroatischen Beschuss zusammenbrach, stürzte auch ein Symbol des Zusammenlebens zusammen. Slavenka Drakulic, eine kroatische Schriftstellerin, schrieb im «Observer», sie habe die Brücke nie gesehen, nie besucht, weil sie geglaubt habe, «die Brücke stehe dort für ewig». Sie fährt fort: «Ich habe gehört, dass die Menschen in Mostar, auch Erwachsene, weinten, als sie sahen, dass die Brücke eingestürzt war. Ich glaube diesen Berichten, denn ich habe auch Menschen weinen sehen, die nicht von Mostar sind. Ein älterer Journalist, ein Rechtsanwalt. Eine Sängerin, die zum ersten Mal seit Kriegsausbruch heute.

Vor nicht langer Zeit veröffentlichten die Zeitungen Bilder vom Massaker im bosnisch-muslimischen Dorf Stupni Dol. Ein Bild zeigte eine Frau in mittleren Jahren mit einem langen, dunklen Messerschnitt über ihre Kehle. Ich kann mich nicht erinnern, jemanden bei diesem oder ähnlichen Bildern weinen gesehen zu haben. Und ich habe mich gefragt: Weshalb schmerzt mich der Anblick der zerstörten Brücke mehr als das Bild dieser Frau?

Vielleicht empfinde ich meine eigene Sterblichkeit mehr beim Einsturz der Brücke als beim Tod der Frau. Wir wissen, dass Menschen sterben müssen. Wir rechnen damit, dass auch unser Leben einmal zu Ende geht. Die Zerstörung eines Denkmals der Zivilisation ist etwas anderes. Die Brücke, in all ihrer Pracht und ihrem Anmut, wurde gebaut, um uns zu überleben; es war ein Versuch, die Ewigkeit einzufangen. Da sie das Resultat sowohl individueller Kreativität als auch kollektiver Erfahrung war, überschritt sie unser persönliches Schicksal. Eine tote Frau ist eine von uns – aber die Brücke bedeutet: wir alle für immer.»

Fortsetzung von Seite 12 (Die Stadt...)

Ein Unprofor-Sprecher redete aber Klartext: Wenn Kroaten und Muslime wieder gegeneinander in den Krieg ziehen wollten, würden EU und Uno abziehen und die Konfliktparteien sich selber überlassen. Sieger könne es dabei keine geben, schliesslich würden die Serben sowieso die übriggebliebenen Trümmer aufräumen...

Eine schwere Zukunft

Mostar liegt immer noch in Reichweite der serbischen Artillerie, die östlich der Stadt nur wenige Kilometer hinter dem Hügelzug liegt. Während unserer Anwesenheit im September wurden zwei Flugzeugabwehr-Raketen abgeschossen, die in der Luft über Mostar explodierten. Ziel war nicht die Zerstörung, sondern die Einschüchterung der Bevölkerung. Vor allem nördlich und südlich der Stadt fanden im Oktober wieder heftige Gefechte statt. Die serbischen Einheiten versuchen, noch vor dem Winteranfang an dieser schwächsten Stelle die Versorgungsrouten zwischen der Küste und Sarajevo zu durchbrechen und damit ganz Zentralbosnien von der UN-Versorgung abzuschneiden.

Neben seiner militärisch ungewissen Zukunft leidet Mostar vor allem unter einem Mangel an

Baumaterialien und an einem verheerenden Mangel an qualifizierten Menschen. Tausende von LehrerInnen, Ärztinnen und Schreibern, Verwaltungs- und Spitalpersonal haben die Stadt verlassen. Viele Junge planen zudem, dem Land den Rücken zu kehren, sobald der Krieg zu Ende ist. Zu klein sind die Perspektiven, hier eine Zukunft zu finden. Die Regierungen beider Seiten können dafür kein Verständnis aufbringen und diffamieren Auswanderungswillige als Verräter.

Weiterhin ist auch die politische Lage in Mostar unsicher. Immer wieder kommt es zu Schiessereien, auch wenn die kroatische Seite ihre Hardliner inzwischen besser kontrolliert. Zwar gibt es immer noch Rambo-Polizisten, aber insgesamt ist die Zahl der Waffenstillstandsverletzungen zurückgegangen, seit die kroatische Polizei mit der bosnisch-muslimischen zusammenarbeitet und gegen die organisierten Banden vorgeht. Während unseres Aufenthaltes wurden aber immer wieder tags wie nachts in unmittelbarer Nähe Salven aus automatischen Waffen abgefeuert. Einmal mussten wir an der Demarkationslinie in Deckung springen. Ein bosnischer Mann wurde – wie wir am Tag danach erfahren – bei dieser Schiesserei schwer verletzt. Offiziell existieren diese Probleme allerdings gar nicht. Wer nachfragt, stösst höchstens auf verständnisloses Schulterzucken. Laut einer Untersuchung leiden 90 Prozent der Kinder unter Kriegstraumata. 60 Prozent werden bleibende Schäden davontragen.

Mostar erscheint als eine Stadt der zwei Geschwindigkeiten. Die europäische Administration lässt mit ihrem Tempo die Menschen weit hinter sich. Der Wille, eine gute und effiziente Arbeit zu leisten, ist zwar allseits offensichtlich. Aber das Engagement scheint zu sehr politisch motiviert aus den Eigeninteressen Europas: Man will zeigen, dass man diesen Konflikt in den Griff bekommen kann.

Zoran, ein junger Mann auf der kroatischen Seite, warnt denn auch: «Die Stadt braucht mindestens fünf Jahre, um wieder zusammenzuwachsen. Dann könnte es gelingen. Schnell ist gefährlich!» Jelka, eine dynamische Katholikin, die auf der bosnischen (muslimischen) Seite Mostars lebt, will aber nicht fünf Jahre warten, sondern daran arbeiten. Sie hat ein Haus direkt an der bosnischen Demarkationslinie ausgesucht, das mit Hilfe internationaler Organisationen und Freiwilliger zum Jugendtreff ausgebaut werden soll. Heute ist das Gebäude noch eine ausgebrannte Ruine, aber mit der Zeit sollen hier Jugendliche aus beiden Teilen der Stadt zusammenkommen können und wieder eine gemeinsame Zukunft erarbeiten. Sie ist sich bewusst, wie schwierig ein solches Projekt ist und wie weit entfernt die gemeinsame Zukunft liegt, aber «wer einen Weg zurücklegen will, muss erst lernen, Schritte zu machen».

Europa muss lernen, dass man in Mostar nicht einen Job erledigen und Frieden verordnen kann, sondern dass man mit den Menschen zusammen Frieden und Vertrauen von unten neu aufbauen muss. Schliesslich entscheiden die Fundamente über die Stabilität der wiederaufgebauten Häuser.

Mostar vor und nach dem Krieg: Wo sich eben noch die berühmte Brücke spannte, verbindet heute ein wackliger Steg die Ufer der Neretva.

Fortsetzung von Seite 12 (Gespräch...)

beit. Danilo, von dem wir das Haus zur Verfügung gestellt bekommen haben, ist ein Serbe. Unsere Nachbarin hat erzählt, dass der Krieg dran schuld ist, dass er Mostar verlassen musste, obwohl sie viele Jahre hinweg gute Nachbarschaft pflegten.

Die Bemühungen von ganz Europa konzentrieren sich heute auf den Wiederaufbau in Mostar. Herr Koschnik und eine ganze EU-Administration sind hier, Polizisten aus Spanien, Frankreich, Deutschland usw. leisten hier Dienst. Daneben arbeiten auch alle bekannten UNO-Unterorganisationen hier: die Soldaten der UNPROFOR, das Flüchtlingshilfswerk UNHCR, das Rote Kreuz usw. Was könnt denn ihr als Freiwillige hier noch erreichen?

Martin Brückner: Wir sind hier von vielen Profis umgeben, von technischen Profis der Hilfswerke, die viel Erfahrung einbringen und denen es in erster Linie um den konkreten Wiederaufbau geht. Sie wollen und müssen möglichst effizient ihr Plansoll erfüllen. Sie können bedeutend effizienter Wiederaufbauarbeit leisten als wir das je tun könnten. Sie pflegen aber kaum den direkten Kontakt zur Bevölkerung. Die Bevölkerung betrachtet die Arbeit der Profis, steht aber abseits und kann kaum Einfluss auf Entscheidungen nehmen und dadurch auch nicht teilhaben am Wiederaufbau. Die Menschen werden emotional nicht eingebunden in die EU-Arbeit. Wir legen unser Gewicht dagegen auf den sozialen Wiederaufbau, auf das Zusammensein mit Menschen.

Mit welchen Erwartungen fangt ihr denn die Arbeit in Mostar an?

Wouter Vrijkotte: Ich habe vor allem erwartet, dass es schwierig wird. Wir haben viele Ideen, aber wir müssen langsam vorgehen und niemandem unser Tempo aufzwingen. Wenn man hier durch die Strassen geht, sieht man so viele Menschen mit toten Gesichtern, ohne Ausdruck, ohne Lächeln. Wir müssen einfach anfangen und langsam von und mit den Menschen lernen.

Andreas Knoth: Im Unterschied zu den grossen Organisationen können wir nicht flächendeckend hier arbeiten. Wir beschränken uns auf kleine Nachbarschaftsprojekte und einige Menschen. Wir haben die Chance, an einem geplanten Jugendhaus in Ostmostar mitzuarbeiten. Das geplante Haus steht direkt bei der Demarkationslinie, und wenn die Situation es zulässt, könnte es zu einem Treffpunkt beider Seiten werden.